

Volkskunde in Sachsen

16/2004



Ausstellungspark

Deutsche Städte - Ausstellung zu Dresden 1903

THELEM

Franziska Becker

Schrumpfende Stadt, Ortsbezogenheit und Imagination

Transformationsprozesse in einer ostdeutschen Grenzstadt

Es war mal eine Stadt mit über Hunderttausend Einwohnern [...]. Aus diesem Gefühl heraus, ›wir waren mal groß, wir waren mal bedeutsam‹, entwickelt sich so ein Anspruchsdenken bei den Einwohnern nach dem Motto: ›es muss auch alles da sein, was zu so einer großen Stadt dazu gehört. Mittlerweile ist der Schuh zu groß geworden, der Fuß, der da drinnen steht, der kann schon umlenken.¹ Mit diesen Sätzen versucht ein Kommunalpolitiker, die aktuelle Situation der Stadt und die Unzufriedenheit ihrer Bewohner auf den Punkt zu bringen.

Die Rede ist von Görlitz, einer Stadt mit nunmehr rund 58.000 Einwohnern an der deutsch-polnischen Grenze, die wie viele Städte in Ostdeutschland von massiver Abwanderung betroffen ist. Metaphern wie ›der Schuh ist zu groß‹ oder ›das Kleid passt nicht mehr‹, wie sie vor Ort immer wieder zu hören sind, fassen ins Bild, was Stadtplaner und Stadtsoziologen auf den Begriff der »schrumpfenden Stadt«² gebracht haben. Gemeint sind urbane Rückbildungsprozesse infolge von Deindustrialisierung, Bevölkerungsrückgang und Abbau der Infrastruktur, die insbesondere ostdeutsche Klein- und Mittelstädte betreffen. Seit der Wende erfahren diese Kommunen nicht nur einen massiven ökonomischen und sozialen, sondern auch einen kulturellen Abwertungsprozess, der die »Atmosphäre der Stadt«³ und das Lebensgefühl ihrer Bewohner prägt. Selbst flüchtigen Görlitz-Besuchern schlägt Krisenstimmung

¹ Alle Zitate aus Interviews sind kursiv gesetzt.

² Die beiden Stadtsoziologen Hartmut Häußermann und Walter Siebel haben den Begriff erstmals Ende der 1980er Jahre in einem Aufsatz »Die schrumpfende Stadt und die Stadtsoziologie« verwendet und das Phänomen des Schrumpfens vor allem für die alten westlichen Industriestädte empirisch herausgearbeitet. Bis vor kurzem war dieses Thema allerdings sowohl im sozialwissenschaftlichen Diskurs der Moderne als auch in der Kommunalpolitik nicht diskussionsfähig und tabuisiert, weil »Wandel ohne Wachstum« nicht vorstellbar war (vgl. Hannemann 2002, 16f.).

³ Gernot Böhme spricht von der Atmosphäre der Stadt als »räumlich spürbare Stimmungsqualität«. Es geht um die »Beziehung von Umgebungsqualitäten und Befindlichkeiten« (vgl. Böhme 1998, 162).

in resignativen Äußerungen entgegen wie *hier wird doch nichts mehr* oder im Blick auf die deutsch-polnische Grenze: *hier steht man mit dem Rücken zur Wand*. Mitunter ist aber auch zu hören: *wir leben in der schönsten Kulisse Deutschlands*, gelegentlich sogar mit ungebrochenem Stolz vorgebracht. Denn Görlitz erfuhr seit Anfang der 1990er Jahre einen im Vergleich mit anderen Städten einzigartigen Aufwertungsprozess durch die großflächige Sanierung seiner historischen Innenstadt, die im Zweiten Weltkrieg weitgehend unzerstört geblieben war. Von den rund 3.500 zum Flächen- und Denkmal erklärten Gebäuden in der Altstadt mit mittelalterlicher Bausubstanz, Barock- und Renaissancehäusern sowie den ausgedehnten Gründerzeitvierteln sind die meisten inzwischen saniert.⁴ Denkmalschützer haben die Stadt in den Rang des Weltkulturerbes erhoben, und in Imagebroschüren wird Görlitz mitunter zur schönsten Stadt Deutschlands erklärt.

Genau dieser Kontrast zwischen ökonomischer und sozialer Deurbanisierung einerseits und symbolischer Aufwertung der architektonischen Stadtlandschaft andererseits spiegelt sich in den vor Ort kursierenden Deutungsmustern um die Gegenwart und Zukunft von Görlitz wider; er bringt eine Spannung hervor, die den Möglichkeitssinn steigert und die Reflexion über künftige Entwicklungspotenziale der Stadt auch im Blick auf die Grenzöffnung Richtung Polen zu befördern scheint.

Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden der Frage nachgegangen werden, welche Bedeutung lokale Bindungen gerade dort gewinnen, wo sie infolge massiven sozialen und kulturellen Wandels und verstärkter Mobilität nicht mehr selbstverständlich gegeben sind – in einer Stadt, die sich im Übergang zur postindustriellen Stadt befindet.

In ostdeutschen Städten wie Görlitz spitzen sich einerseits die Folgen postsozialistischer Transformationsprozesse zu, andererseits sind sie eingebunden in übergreifende Veränderungen spätmoderner Gesellschaften. Diese Prozesse greifen massiv in das soziale Gefüge städtischer Gesellschaft ein und zwingen die Stadt zur grundlegenden räumlichen, sozialen und kulturellen Umstrukturierung (vgl. Dangschat 1997; Knecht/Niedermüller 1998; Friedrichs/Häußermann 2001; Binder 2002). Der Einfluss globaler Verflechtungen und wachsende Anforderungen an Mobilität wirken dabei auch tief in die lebensweltlichen Kontexte der Menschen vor Ort hinein. In Städten wie Görlitz zeigt sich besonders deutlich, was allgemein für spätmoderne Gesellschaften diagnostiziert wird: Unter den Bedingungen der Globalisierung und im

⁴ 1991 wurde Görlitz als eine von 16 Gemeinden in den neuen Bundesländern zur Modellstadt der Städtebauförderung ernannt. Mehr als 700 Millionen Mark sind in die Sanierung der Stadt geflossen.

Zuge der »Entbettung« sozialer Beziehungen aus ortsgebundenen Interaktionszusammenhängen (Giddens 1995, 33) ist Lokalität als »Ortsbewußtsein und Orientierungssinn« (Berking 1998, 391) nicht mehr selbstverständlich gegeben, sondern vielmehr eine fragile soziale Errungenschaft, die immer wieder neu hergestellt, ausgehandelt und bedeutungsvoll gemacht werden muss. Eine solche Perspektive widersetzt sich mithin einer Schlagseite des Globalisierungsdiskurses, wonach ortsbezogene Bindungen im Zuge von Ent-Territorialisierungsprozessen obsolet würden, sich sozial-räumlich eingebettete Wissensbestände und Handlungsmuster in »global flows« auflösen und der konkrete Ort beliebig oder gar bedeutungslos wird. Im Gegenteil kann »die Internationalisierung der Lebensverhältnisse« (Bausinger) – wie inzwischen hinreichend nachgewiesen – zu einer Aufwertung von Lokalität und zur Betonung von »Heimat« und »Gemeinschaft« führen (vgl. Löfgren 1995, 352; Robertson 1998, 200; Bausinger 2001).

Dieser Beitrag lässt sich von der These leiten, dass es unter den Bedingungen verstärkter Abwanderung beziehungsweise Mobilität zu einer Akzentuierung lokaler Identitäten kommt. Die Stadt Görlitz betrachte ich als paradigmatisches Untersuchungsfeld dafür, wie sich massive strukturelle Wandlungsprozesse an einem konkreten Ort, in den kulturellen Ausdrucksformen des Lokalen niederschlagen und wie sich zugleich Bedeutungsmuster von Lokalität unter diesen Bedingungen rekonfigurieren und neu konstituieren.⁵

Welche Ortsbezüge im Transformationsprozess einer schrumpfenden Stadt generiert werden, soll zum einen aus der Perspektive derer ausgelotet werden, die schon vor 1989 in Görlitz ansässig waren. Welche Deutungsmuster der »Krise der Stadt« herrschen hier vor, wo werden Zukunftschancen gesehen? Und welche Formen lokaler Bindungen bilden sich vor dem Hintergrund massiver Abwanderung heraus? Zum anderen wird danach gefragt, welchen Ortsbezug jene Zuwanderer entwickelt haben, die sich nach der Wende in Görlitz niedergelassen und zum Teil zentrale Funktionen im Hinblick auf die Neugestaltung der Stadt innehaben. Im Vergleich von Zugezogenen und Dagebliebenen soll gezeigt werden, welche Ortsbindungen in Bezug auf Deurbanisierung und die symbolische Aufwertung des städtischen Raums herausgebildet werden, wo sich Bedeutungsmuster überschneiden, aber auch wo Konfliktlinien verlaufen. Und genauer: Welche Rolle spielt die Spezifik und die sym-

⁵ Johannes Moser hat die Frage diskutiert, welche Betrachtungsweise für die Gemeindeforschung in der Spätmoderne adäquat sei und dabei zwei Ansätze unterschieden: Gemeinde als genuines Forschungsobjekt oder als Paradigma, innerhalb dessen etwas anderes als die Gemeinde selbst erforscht werden soll, zum Beispiel die Auswirkungen globaler Wandlungs- oder Deindustrialisierungsprozesse auf lokale Kulturen (vgl. Moser 2002).

bolische Struktur des Ortes im Prozess identitätsstiftender Aneignung? Auf welche Repertoires des Imaginären (Geschichtsbilder, Erinnerungsbestände und Gemeinschaftsvorstellungen) wird dabei zurückgegriffen?

Görlitz zwischen Deurbanisierung und symbolischer Aufwertung

Görlitz, kreisfreie Stadt im Niederschlesischen Oberlausitzkreis in Sachsen und zur deutsch-tschechisch-polnischen Euroregion Neiße-Nisa-Nysa gehörend, trennt seit 1945 die Neiße von seiner polnischen ›Zwillingsstadt‹ Zgorzelec mit rund 37.000 Bewohnern. Während Zgorzelec seine wirtschaftliche Basis als Industriestandort beibehalten hat und die Arbeitslosenrate dort seit einigen Jahren kontinuierlich sinkt,⁶ weist Görlitz alle Merkmale postsozialistischer Stadtentwicklung in Deutschland auf: Deindustrialisierung⁷, hohe Arbeitslosigkeit und Bevölkerungsrückgang. Nach der Wende schlossen die komplette Bekleidungs- und Nähmaschinenindustrie, große Teile der Waggon- und Maschinenbauabriken und das feinoptische Werk Pentacon; der Braunkohlentagebau und das Kraftwerk wurden 1997 stillgelegt. Dieser wirtschaftliche Struktureinbruch machte rund 15.000 Menschen arbeitslos. Die größten Arbeitgeber der Stadt sind heute neben der Stadtverwaltung Unternehmen, die auf dem globalen Markt agieren: die kanadische Waggonbaufabrik Bombardier und das Turbinenwerk Siemens sowie zwei größere Callcenter. Die Bauwirtschaft, die in den 1990er Jahren im Zuge der Altstadtanierung eine boomende Branche war, ist inzwischen weitgehend zusammengebrochen. Seit einigen Jahren liegt die offizielle Arbeitslosenrate in Görlitz konstant zwischen 21 und 22 Prozent. Mit dem wirtschaftli-

⁶ Ende 1993 betrug die Arbeitslosenrate in Zgorzelec 15%, 1996 12,5% und 1997 10,5%. Die Dominanz der Industrie in der Stadt und die Nähe des Energie- und Braunkohlenkombinats »Turow« sind für die Struktur der beruflichen Aktivität der Bevölkerung von entscheidender Bedeutung. Fast jeder zweite berufstätige Einwohner arbeitet in der Industrie.

⁷ Christine Hannemann hat darauf hingewiesen, dass der allgemein etablierte Begriff »Deindustrialisierung«, der in der Diskussion um die allgemeine Krise globalisierter Wirtschaftsentwicklung (Tertiärisierung der Produktion und Schrumpfung traditioneller Industrie- und Gewerbebranchen) verwendet wird, die Folgen des wirtschaftlichen Transformationsprozesses in Städten und Regionen Ostdeutschlands nach der Wende nur unzureichend trifft. Prozesse der Sub- und Deurbanisierung kommen hinzu, die zur Fragmentierung ostdeutscher Städte, zu Innenstadterödung und Ausdünnung gewachsener Siedlungsstrukturen durch den Abbau der sozialen Infrastruktur wie Kinder- und Jugendeinrichtungen, Bibliotheken und so weiter führen (vgl. Hannemann 2002, 15f.).

chen und sozialen Struktureinbruch geht eine umfangreiche Abwanderungsbewegung⁸ einher; wahrnehmbare Zeichen sind auch die 11.000 leer stehenden Wohnungen in der Stadt.⁹ Der hohen Abwanderungsrate steht eine weitaus geringere Zuwanderung überwiegend aus Westdeutschland gegenüber: so genannte Aufbauhelfer in der kommunalen Verwaltung, die bis Mitte der 1990er Jahre kamen; Investoren und Beschäftigte im Dienstleistungssektor, die meist pendeln; Personen, die Immobilien im Zuge von Restitutionsverfahren erworben haben; Rückkehrer, die Görlitz zur DDR-Zeit verlassen hatten; nach 1945 aus Polen Ausgesiedelte, die die Nähe zu ihren ehemaligen Herkunftsorten suchen; und schließlich ›Lebensstil-Residenten‹¹⁰, die sich von der Atmosphäre der ostdeutsche Grenzstadt angezogen fühlen.

Auf die Entwicklung der ›schrumpfenden Stadt‹ durch Bevölkerungs- und Geburtenrückgang reagiert die Görlitzer Stadtverwaltung in jüngster Zeit mit Stadtumbauplänen, die den Rückbau und Abriss von Wohngebäuden in den sozialistischen Platten- und Großbausiedlungen der Außenstadtbezirke vorsehen und schon im Vorfeld erhebliche Konflikte ausgelöst haben. Die Stadtentwicklungsplanung zielt auf den stufenweisen Rückbau der Stadt von außen nach innen ab, das heißt auf deren Verkleinerung von den Rändern her.¹¹ Dieser Prozess des projektierten Stadtrückbaus korrespondiert mit den kommunalpolitischen Strategien einer symbolischen Aufwertung der Grenzstadt. Dazu zählt auch die gemeinsame Bewerbung von Görlitz und Zgorzelec als Kulturhauptstadt Europas im Jahr 2010.¹² »Renaissance als geistige Wiedergeburt« lautet hier einer der Slogans, der Aufbruchstimmung signalisieren

⁸ Rund 15.800 Menschen sind von Dezember 1990 (76.035) bis Dezember 2001 (60.264) aus Görlitz weggezogen, davon allein im Jahr 2001 rund 1.300. Dies entspricht einer Wegzugsrate von 20,7%. Im Vergleich: Hoyerswerda 30%, Leipzig 11,5%, Dresden 6,4% und Bautzen 7,9% (vgl. Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen: Statistische Berichte 2000 und 2001).

⁹ Der Wohnungsleerstand war besonders in Städten mit hohem Anteil mittelalterlicher und gründerzeitlicher Bausubstanz bereits geerbt (vgl. Kabisch 2002, 35). In Görlitz sollten große Flächen der Altstadt Ende der 1980er Jahre gesprengt werden; vor der Wende standen im Altstadtkern bereits 4.000 Wohnungen leer.

¹⁰ Rolf Lindner verwendet den Begriff »Kulturelle Migration«, um jene Prozesse der Migration besser fassen zu können, denen der Wunsch nach Verwirklichung einer spezifischen Lebensform zugrunde liegt (vgl. Lindner 2003, 53).

¹¹ Was das Stadtplanungsamt ausgearbeitet hat und »Integriertes Stadt-Entwicklungs-konzept« (Insek) genannt wird, ist zunächst der Beitrag zu einem bundesweiten Wettbewerb. Die meisten ostdeutschen Städte nehmen daran teil. Nach den Berechnungen der Stadtplaner werden in Görlitz bis zum Jahr 2015 nur noch knapp 54.000 Menschen leben. 8.500 Wohnungen sollen daher bereits bis 2010 abgerissen werden.

¹² Seit 1998 bilden beide Städte gemeinsam die »Europastadt Görlitz-Zgorzelec«. Görlitz ist Mitglied im historischen Sechsstädtebund.

soll. Auf Görlitzer Seite werden dabei nicht nur Besonderheiten wie Baubestand, Geschichte und kulturelle Infrastruktur herausgestrichen; geworben wird vor allem mit der besonderen »geopolitischen Lage der Doppelstadt«, die sie zum »Präzedenzfall künftiger Gesellschaftsgestaltung in Europa«¹³ mache. Ein eigenes Profil als Grenzstadt herauszuarbeiten, ist das erklärte Ziel der Kommunalpolitiker; sie versprechen sich davon die Stärkung der lokalen und regionalen Identität einer Region, die aufgrund jahrzehntelanger Grenzlage, durch den Verlust traditioneller Industrien und einer geringen Neuansiedlung »globaler Schrittmacher« ins Hintertreffen geraten und zu einer »Region mit besonderem Entwicklungsbedarf«¹⁴ geworden ist.

Dass sich Städte als spezifische, unverwechselbare Lokalitäten zu profilieren versuchen, gewinnt im Rahmen internationaler/europäischer Städtekonzurrenz zunehmend an Bedeutung. Im Wettbewerb gerade um die kulturelle Angebotsstruktur rekurrieren auch Städte wie Görlitz auf spezifische Profile und produzieren neue Images. Im Zusammenwirken von Strukturkrise und Globalisierung befindet sich Görlitz besonders in Hinblick auf die kulturellen Aspekte des Transformationsprozesses in einer Phase des Umbaus. Neue Leitbilder werden konstruiert, die auf den grenznahen Raum zugeschnitten sind, wo der Europäisierungsprozess durch die Aufnahme Polens in die EU konkret erfahrbar ist. Die Lokalpolitiker versuchen, diesen Prozess als Potenzial im Sinne einer »symbolischen Ökonomie« (vgl. Zukin 1995) zur Förderung der lokalen Wirtschaft und des Tourismus zu nutzen. Im Blick auf die EU-Osterweiterung soll Görlitz zu einer größeren Drehscheibe des Handels werden, doch dazu müsse man *raus aus dem ungesunden 180-Grad-Denken in eine 360-Grad-Lage*, wie es ein Stadtrat formuliert hat. Um die periphere Lage wenigstens rhetorisch zu überwinden, wird neuerdings auch erklärt, dass Görlitz im Zentrum Europas liege, denn schließlich laufe ja der 15. Meridian mitten durch die Stadt. Solche Versuche der topographischen Neuverortung des »Grenzraums als Mitte« gehen mit Stilisierungen von kulturell »imaginierten Wertezentren«¹⁵ einher. Es handelt sich dabei um politische Sinnstiftungen, wie sie derzeit in verschiedenen Regionen Europas zu beobachten sind.¹⁶ Wahrzeichen und kulturelle Symbole mit historischem Status werden

¹³ Denkschrift vom 5.3.2001 zur Vorbereitung der Bewerbung der Europastadt Görlitz/Zgorzelec um den Titel »Kulturhauptstadt Europas 2010«.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Vgl. die Tagung »Mythen der Mitte«. Zur Konstruktion nationaler Wertezentren im 19. und 20. Jahrhundert, die am 11.10.2002 an der Bauhaus-Universität Weimar stattfand.

¹⁶ Beispielsweise präsentierte sich Litauen im offiziellen Steckbrief auf der Frankfurter Buchmesse 2002 unter dem Titel »Europas Mitte liegt an der Peripherie«. Und weiter heißt es: »Nur 20 Kilometer von dessen Hauptstadt entfernt liegt die geografische Mitte des alten Kontinents.«

wiederentdeckt, um den besonderen Rang von Regionen oder Städten als Kreuzungspunkte kultureller und ökonomischer Entwicklungen im Hinblick auf den Europäisierungsprozess hervorzuheben. So betont der Oberbürgermeister von Görlitz, dass »genau vor seinem Rathaus« die Via Regia verlaufe (vgl. Mannheimer Morgen, 21.12.2002), eine alte Handels- und Pilgeroute von Kiew über Breslau, Leipzig, Erfurt, Frankfurt und Lyon bis ins spanische Santiago de Compostela und im Mittelalter die wichtigste europäische Ost-West-Verbindung. Jetzt sollen ihre Potenziale als neue europäische Entwicklungsachse zwischen Ost und West wieder erschlossen werden.¹⁷

Dementsprechend zielt auch das »Identitätsmanagement über die Grenzen hinweg« (Kappus 1999) darauf ab, die Grenze als strukturelles und soziales Hindernis zu nivellieren und ein kollektives Bewusstsein in der Region zu schaffen. Dabei soll Schlesien als binationale Kulturlandschaft zu einem »gemeinsamen Identifikationspunkt für die Menschen diesseits und jenseits der Neiße« werden und die Neiße zukünftig nicht mehr Trennlinie, sondern »Verbindung und Lebensader«¹⁸ sein. Symbolbauten wie das geplante Medien- und Kulturzentrum »Brückenpark« sollen den Brückenschlag zwischen West- und Osteuropa repräsentieren, interkulturelle Veranstaltungen und Feste die Atmosphäre in der Grenzstadt verbessern.

Die »symbolische Ökonomie« setzt gerade auch auf Atmosphären und ein spezifisches Lebensgefühl, das durch die im kulturproduzierenden Bereich tätigen Akteure hergestellt und durch Ereignisse im öffentlichen Raum transportiert wird. So zielen groß angelegte Marketingkampagnen wie die Bewerbung zur Kulturhauptstadt unter anderem darauf ab, der Strukturkrise auf der atmosphärischen, mentalen Ebene entgegenzuwirken. Einer »Zukunftsverunsicherung, allgemeinen Unzufriedenheit, ja sogar Lähmung« in der Bevölkerung soll aktiv entgegengesteuert und »das Selbstbewusstsein der Bürgerinnen und Bürger in der Europastadt Görlitz/Zgorzelec und die Identifikation mit ihrer Stadt«¹⁹ gestärkt werden.

¹⁷ Unter dem Titel »Die ›Via Regia‹ und ihre Städte – Erforschung und Entwicklung einer Europäischen ›Traverse‹« startete 2002 ein Forschungsprojekt im Studiengang Urbanistik der Bauhaus-Universität Weimar. Im Zentrum stand dabei die Frage, ob sich der »Mythos ›via regia‹ als Medium eines länderübergreifenden Diskurses um die kulturelle, die soziale, ökologische, politische, ökonomische Zukunft Europas reformulieren« lässt.

¹⁸ Denkschrift zum Projekt »Kultur 2010«.

¹⁹ Ebd.

Abwanderung im Alltagsdiskurs

Das Thema Abwanderung ist in Görlitz längst ritualisierter Bestandteil des Alltagsgesprächs: Kaum jemand erzählt nicht von Freunden, Kindern oder Bekannten, die die Stadt in letzter Zeit verlassen haben. Besonders die 30- bis Mitte 40-Jährigen beklagen, dass ihr soziales Umfeld vor Ort weggebrochen sei; Ältere bedauern den Verlust der Jugend, die der Stadt unwiderruflich verloren ginge. Entsprechend stoßen auch Mobilitätszulagen des Arbeitsamtes²⁰ auf Unverständnis; als Prämien zum Wegzug betrachtet, erregen sie bisweilen sogar den Verdacht, dass das »Ausbluten der Jugend« in den neuen Bundesländern politisch gewollt sei.²¹

Wenn wir Arbeit hätten, würden wir wiederkommen, solche kolportierten Aussagen der Weggegangenen gehören zum festen Erzählrepertoire vor Ort; sie heben Abwanderung als einen ausschließlich vom Arbeitsmarkt diktierten Zwang hervor. *Umziehen ist Zwang*, sagt beispielsweise Holger F. (Mitte 30), der nach seiner Ausbildung in Bayern wieder nach Görlitz zurückgekehrt war. *Ich habe den Ort nie verlassen, obwohl ich weg war*. Jetzt bekomme ihn niemand mehr von hier weg, obwohl alle seine ehemaligen Klassenkameraden die Stadt in der Zwischenzeit verlassen haben. Er fügt schmunzelnd hinzu: *Mich haben sie schon angemeldet, um das Licht auszumachen, Görlitz habe bereits prä-musealen Charakter*.

Immer wieder ist vom Anforderungsdruck die Rede, mobil sein zu müssen. Flexibilität und Mobilität lauten die Schlagworte für jene Zumutungen, mit denen der »flexible Mensch« (vgl. Sennett 1998) der Spätmoderne konfrontiert ist; in den Reden der vor Ort Gebliebenen wird beides getrennt, Flexibilität dem Osten und Mobilität dem Westen zugeschrieben. So hebt beispielsweise Herr R., ein Elektroingenieur Ende 50, Flexibilität als eine in der »Mangelwirtschaft DDR« erworbene kulturelle Kompetenz hervor: *In den Altbundesländern war Mobilität schon immer da, wir kennen das nicht, die gestandenen DDR-Bürger. Von der Entbindung bis zum Tod, alles war vorher geplant, da gab's nicht viele Möglichkeiten des Ausbrechens [...]. Wenn man in so*

²⁰ Umzugshilfen von 2.500 Euro für Arbeitslose, die offene Arbeitsstellen in den alten Bundesländern annehmen. Im Rahmen eines »Partnerschaftsprojekts« der Arbeitsämter Görlitz und München, das sich »sozial begleitete Mobilität« nennt, haben 550 Personen Görlitz im Jahr 2000 verlassen.

²¹ Im Vorfeld der Bundestagswahl 2002 löste das Hartz-Konzept eine kontroverse politische Debatte über die Frage aus, ob Arbeitslose aus Ostdeutschland nach Westdeutschland geschickt werden sollten, wenn es dort Arbeit gibt. Politiker wie der ehemalige brandenburgische Ministerpräsident Manfred Stolpe und Bundestagspräsident Thierse hatten dagegen argumentiert, dass sie es nicht hinnehmen würden, wenn der Westen »uns unsere Jugend raubt« (vgl. Tagesspiegel vom 29.7.2002: »Ab nach Westen«).

einem Unternehmen wie Siemens war [er meint den ehemaligen DDR-Maschinenbaubetrieb, der nach der Wende von Siemens übernommen wurde, F.B.], *da hat man als Stift angefangen, ist bis zur Rente in diesem Unternehmen geblieben. Es war dort so, dass schon eine bestimmte Trägheit mitgegeben war. Flexibel waren wir in einem: Egal wo wir waren, wir haben aus allem was gemacht, weil wir nichts kriegten, das war die Flexibilität. Wir waren nicht mobil, sondern flexibel. Man musste auch nicht mobil sein, man war nicht gezwungen*. In diesem Selbststereotyp als »eingefleischte Bastler, Pfadfinder, Machtnutznießer des Informellen«, wie Ulrich Beck die »Neubürger-Ost« (Beck 1995, 143) generalisierend bezeichnet hat, schwingt Stolz mit; zugleich ist aber auch der Rechtfertigungsdruck eines Ortsbezuges spürbar, der aus einem normierten, linearen Lebenslauf und einer spezifischen DDR-Sozialisation heraus erklärt wird. So sagt auch Holger F.: *Erst Krippe, dann Schule, dann Arbeit, dann Rente – alles am selben Ort, immer umgeben von der Familie. Es war doch alles vorgezeichnet in geraden Bahnen von der Wiege bis zur Bahre*.

Dass Mobilität längst zu einer dominanten sozialen Norm geworden ist, die dem Einzelnen abverlangt, der Arbeit hinterherzuziehen, bekommen vor Ort besonders die vom Arbeitsmarkt Ausgegrenzten zu spüren, zum Beispiel Martin K. (Mitte 30), der sich seit drei Jahren permanent überlegt, ob er bleiben oder gehen soll: *Das ist auch so 'ne Schere im Kopf, geh' mal in die Arbeitsämter, in die Sozialämter hier. Ich bin selbst lange genug durch die Maschinerie gelaufen! Man ist abgestempelt, man ist abgebucht. Hier hat man sich zurückgezogen auf 'es ist halt so' und 'hier wird eh nichts werden', das ist die Mentalität, die ich hier wahrnehme. Das spüre ich intensiv! Die Stigmatisierung als »Zurückgebliebene« im doppelten Wortsinn scheint dabei insbesondere von den Abgewanderten auszugehen, die temporär nach Görlitz zurückkommen. Noch einmal Martin K.: *Es gibt viele Leute, die sagen: 'Mensch Martin, hast du's immer noch nicht kapiert? Was bleibste denn noch hier?' Also man wird wirklich schon unter dem Aspekt 'minderbemittelt' behandelt*.*

Solche Außenzuschreibungen reproduzieren soziale Normen, wonach räumliche Beweglichkeit mit Individualität und Flexibilität gleichgesetzt und hoch bewertet wird, Sesshaftigkeit dagegen mit Stagnation und Unbeweglichkeit assoziiert wird. Derart asymmetrische Setzungen finden ihren Ausdruck auch in Begriffen wie »Brain Drain-Region« oder Schlagworten wie »die Starken gehen, die Schwachen bleiben« – kulturell normierte Entwertungen lokaler Bevölkerungsgruppen, die auf den jeweiligen Ort und seine Bewohner zurückwirken und in eigenen Zuschreibungen von »Rückständigkeit« und Marginalisierung wiederkehren.

Das tiefe Selbstgefühl ökonomischer und gesellschaftlicher »Minderwertigkeit«, das in vielen Gesprächen mit alteingesessenen Görlitzern mitschwang, wird auf Stadt

und Region übertragen, wobei Kontinuitätslinien bis in die DDR-Zeit hinein gezogen werden. Hier tritt ein kollektives Deutungsschema zutage, wonach die Grenzregion nicht nur für Abgeschiedenheit und Benachteiligung steht, sondern auch mit einer mentalen Rückständigkeit ihrer Bevölkerung assoziiert wird.²² So ist häufig die Rede vom »Tal der Ahnungslosen«, in dem die Stadt auch heute noch liege, oder sie sei gar eine Art Strafkolonie der DDR gewesen, denn wer sich etwas habe zuschulden kommen lassen, sei nach Görlitz versetzt worden. In solchen Erzählungen haftet der Stadt der Ruch eines vielfach entwerteten und politisch diskreditierten Ortes an, in den man wohl kaum freiwillig zieht. Erinnerungen an den baulichen Zustand der Stadt vor der Wende lassen sie als Inbegriff der sozialen Randlage in der sozialistischen Gesellschaft erscheinen. So habe Görlitz noch 1985 ausgesehen, *wie man im Sozialismus das feudalistische Mittelalter dargestellt hat: dreckig, keimig, dahinsiechend*.²³ Mit Bildern wie diesen wird zugleich der scharfe Kontrast zum heutigen Stadtbild markiert, wobei mit »renovierten Fassaden« und »schöner Kulisse« metaphorisch immer wieder auf die durch Abwanderung lebloser werdende Stadt verwiesen wird.

Deutungsmuster der Krise

Die Erfahrung einer krisenhaften Situation setzt verschiedene Deutungsmuster in Gang.²⁴ Dementsprechend drehen sich auch auf der Alltagsebene der ansässigen Bevölkerung viele Gespräche und Ideen darum, was vor Ort getan werden müsste, um die Abwanderung vor allem junger Menschen zu stoppen. Ein Beispiel: *Es ist eine tote Region hier. Nur durch angesiedelte Industrie wächst die Kaufkraft, damit siedelt sich auch zwangsläufig Jugend an. Aber wenn die ganze Industrie in dieser Region zusammenbricht und nur noch der Tourismus hier agieren soll, dann wird nichts*. Perspektiven wer-

²² Heinz Schilling spricht vom Saarland als einer »Gegend der doppelten Marginalisierung durch Provinzialität und Grenze« (Schilling 1986, 352). Vgl. dazu auch Eisch (1996, 102–112) für den bayerisch-böhmischen Grenzraum. In Görlitz kursieren viele Anekdoten, die dieses Gefühl der »Rückständigkeit« illustrieren, zum Beispiel die Geschichte von den zwei Görlitzer Boten, die kurz nach dem Mauerfall nach Berlin geschickt worden seien, um zu prüfen, ob die Mauer auch wirklich gefallen sei.

²³ Auf medialer Ebene wurde dieses Görlitz-Bild in dem DDR-Märchenfilm »Gevatter Tod« (1985) reproduziert.

²⁴ Mit dem Begriff »Deutungsmuster« sind hier kollektive Sinngehalte mit normativer Geltungskraft gemeint, die den Status relativer Autonomie haben und eine eigene Dimension sozialer Wirklichkeit konstituieren (vgl. Lüders/Meuser 1997, 59).



Foto: Ina Merkel (September 2002)

den hier im Unterschied zu den Lokalpolitikern allein in einer Reindustrialisierung gesehen – Vorstellungen und Hoffnungen auf Arbeitsplätze, wirtschaftliche Prosperität und Wachstum, die an das fordistische Leitbild der DDR anknüpfen. Auch auf der symbolischen Ebene wird eine lebendige Stadt mit Industrialisierung, Jugend und Wachstum gleichgesetzt. Und besonders an diesem Punkt entlädt sich die vehemente Kritik vieler an den städtischen Politikern, die nichts für die Ansiedlung von Industrie tun würden und unfähig seien, Arbeitsplätze zu schaffen. Unzählige Geschichten kursieren über die verfehlte Stadtpolitik – manche schon im Rang von *urban legends*, wie zum Beispiel die Story vom »vergrauten Investor«, den man mit 15 Millionen Mark vier Stunden auf dem Flur der Stadtverwaltung habe sitzen lassen, bis er mit den Worten »Ich muss mein Geld nicht hier lassen!« endgültig gegangen sei.

Keine Investoren, keine Arbeitsplätze, keine Innenstadtbelebung, keine Freizeitmöglichkeiten – so lautet die Argumentationskette, in der die Lokalpolitiker nicht nur für Abwanderung, sondern auch für die »Verwahrlosung« der Jugendlichen vor Ort verantwortlich gemacht werden. Ein hohes Konfliktpotenzial bergen die Stadtumbaukonzepte, die den Rückbau und Abriss von leer stehenden Gebäuden in den Großbausiedlungen außerhalb der Altstadt vorsehen; dass diese Pläne ohne Rück-

sprache mit den betroffenen Bewohnern in der Lokalpresse veröffentlicht wurden, interpretieren manche als Strategie, den Wegzug der alteingesessenen Bevölkerung schon im Vorfeld durch Verunsicherung zu forcieren – im Sinne einer *self-fulfilling prophecy*, die das, worauf angeblich nur reagiert wird, befördere oder gar erst herbeiführe. In solchen Argumentationen wird die Stadtpolitik unmittelbar für die Abwanderung verantwortlich gemacht.

Insgesamt kommt in den vielen resignativen, vor allem kritischen Stimmen gegen die städtischen Politiker weder ein nostalgischer Rückbezug auf die DDR-Vergangenheit noch die Suche nach einer neuen Ostidentität zum Ausdruck. Vielmehr sind es Reaktionen auf den sozialen und ökonomischen Transformationsprozess, der als Ein- und Zusammenbruch lebensweltlicher Strukturen erlebt wird – Entwertungserfahrungen, die die Kommunalpolitik nur schwer abzufedern vermag. Umso empfindlicher wird auf Wiederbelebungsversuche »von oben« reagiert, wie sie in verschiedenen Stadtentwicklungsprogrammen und symbolträchtigen Projekten wie »Europastadt« zum Ausdruck kommen. Handlungsformen der Politik werden nicht allein deshalb in Frage gestellt, weil sie keine überzeugenden Lösungen der Krise herbeiführen würden. Vielmehr werden sie gerade da angegriffen, wo sie im Sinne symbolischer Politik auf die Außenrepräsentation der Stadt abzielen; dies wird nicht nur als Rückzug von Investitionen nach innen gewertet, sondern erscheint aus der Perspektive lokaler Alltagswelten sogar als eine gegen die ansässige Bevölkerung gerichtete Politik, die den Hoffnungen auf Reindustrialisierung zuwider läuft. Dies ist zugleich der Hintergrund, warum das städtische Tourismusmarketing von vielen abgewehrt wird: *Das ist die Strategie der Görlitzer Stadtpolitik: sie investieren nur in den Tourismus, aber für die eigenen Leute wird nichts getan.* Viele Görlitzer haben den Eindruck, dass die lokale Bevölkerung vom Tourismus ohnehin nicht profitieren kann. Es bliebe monetär *so wenig hängen in der Stadt*, heißt es. Und tatsächlich besteht ein großer Teil der Besucher aus ehemaligen Schlesiern, die sich nur stundenweise in Görlitz aufhalten – auf der Weiterfahrt in ihre einstigen Heimatorte in Polen. Die Stadt wird also meist als touristischer Passagepunkt für den Durchgangsverkehr über die Grenze genutzt.

Die massivste Kritik an den kommunalen Entscheidungsträgern ist auf bestimmte Orte und Einrichtungen fokussiert: Ein Schwimmbad, das fehle, um die Jugend zu halten, oder die obere Berliner Straße – vor der Wende eine belebte Flaniermeile, heute ein lebloser Straßenzug mit überwiegend leer stehenden Geschäften; auch dies ein emotional hoch aufgeladener Ort, an dem die kollektive Erinnerung älterer Generationen bessere Zeiten festmacht. So geht es bei den Beschwerden über die städtische Infrastruktur oder mangelnde Freizeitmöglichkeiten immer auch um mehr; es sind neuralgische Punkte, an denen sich die Gefühle der Entwertung des Eigenen

entladen – Befindlichkeiten, die kompensiert werden in standardisierten Erzählungen und persönlichen Erinnerungen, wie groß die Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg doch war²⁵ und wie lebendig sie noch zur DDR-Zeit gewesen sei.

Rechtfertigungen des Bleibens: »Gemeinschaft«

Die Vision der wiederbelebten Stadt realisiert sich für viele Görlitzer im jährlichen Altstadtfest, einem Folklorespektakel mit mittelalterlicher Kostümierung, Kleinkunstdarbietungen und Kunsthandwerkschau, das überregionale Ausstrahlung hat. Vor Ort bedeutet dieses Fest vor allem ein Ereignis, das ganz im Sinne einer *imagined community* symbolisch zurückholt, was die Stadt einmal war, und zugleich repräsentiert, was sie sein könnte, wenn Görlitz plötzlich rund 20.000 Menschen mehr als sonst zählt. Dass der größte Teil der Besucher aus ehemaligen Görlitzern besteht, die vor oder nach der Wende abgewandert sind, darin erweist sich für viele der Dagebliebenen die sichtbare Bindung an die Stadt. *Nur beim Altstadtfest, da kommen sie alle wieder oder die, die zurückwollen. Viele würden wieder zurückkommen. Das Altstadtfest ist ein Wiedersehensfest, da können Sie fragen, wen Sie wollen, zum Altstadtfest treffen wir uns wieder. »Haste Arbeit, dann komm' ich zurück«, sagen sie.* Die ehemaligen Görlitzer, die die Stadt besuchsweise und wie Touristen inspizieren, fungieren als Gewährsleute für eine positive Ortsverbundenheit, die sich in deren Heimweh, Rückkehrwunsch oder finanziellem Engagement bestätigt. Regelmäßig wird auf den anonymen Spender verwiesen, der jährlich einen Millionenbetrag in die Stadtkasse fließen lässt: *Es muss jemand sein, der Görlitz über alles liebt, der aus irgendwelchen Gründen nicht mehr zurückkommen kann.*²⁶

Die tatsächlichen Begegnungen zwischen Weggegangenen und Dagebliebenen laufen dagegen oft spannungsvoll ab. Mitunter treffen Rechtfertigungen auf beiden Seiten aufeinander; bei den einen, dass sie gegangen sind, bei den anderen, warum sie bleiben. Gerade wer vor Ort in ökonomischer Hinsicht zu kämpfen hat, wird mit *double binds* konfrontiert. Herr A., Ende 30 und Betreiber eines Restaurants, schildert solche Begegnungen so: *Viele kommen auf Besuch zurück und sagen, dass sie froh sind, dass sie weg sind und sich so entschieden haben und fragen dann immer, warum ich*

²⁵ Durch die Ansiedlung von Flüchtlingen und Ausgesiedelten vergrößerte sich die Stadt nach 1945 von rund 80.000 auf über 100.000 Einwohner. In den 1980er Jahren setzte dann eine massive Abwanderung ein, so dass vor der Wende noch rund 80.000 Menschen in Görlitz lebten.

noch hier bin und mir das antue. ›Uns geht's besser! Du arme Sau, dass du das alles an der Backe hast. Aber gut, dass du hier in unserem Osten, in unserem Görlitz die Stellung hältst, das höre ich im selben Atemzug ganz oft. Umgekehrt werden Gegenrechnungen aufgemacht, zum Beispiel, dass die in die alten Bundesländer Abgewanderten naiv seien, weil sie die hohen Lebenshaltungskosten nicht realistisch abgewogen und sich vom Lebensstil in Bayern oder Baden-Württemberg hätten blenden lassen. Treffe man die Weggegangenen auf einer Besuchsreise in Görlitz, so erzählt Holger F., würden sich diese oft mit Sprüchen nach dem Motto: *Wir sind vor zehn Jahren abgehauen und Millionäre geworden* stilisieren. Darauf könne man doch nur ironisch reagieren, so im Sinne von *jetzt kommen sie wieder, haben die alte Hose an, gehen zu Mutti essen und nehmen uns die Parkplätze weg*. Die Inszenierung der Weggegangenen gilt als unglaubwürdig. *Die kommen her und erzählen uns, wie gut's denen geht, und es stimmt gar nicht, die schleudern hier mit dem Geld rum und geben an, aber in Wirklichkeit haben sie keins und es geht ihnen auch nicht gut*. Die Auswanderung als erfolgreiche Aufstiegsgeschichte zu erzählen, ist als wiederkehrendes Narrativ von Migranten bekannt; im Nachhinein rechtfertigen sie so oftmals ihre Entscheidung gegenüber dem zurückgelassenen sozialen Umfeld. Für viele wie Holger F. bedeutet das Dableiben wiederum, familiären Verpflichtungen nachzugeben. Seit sein Bruder ins Rheinland wegzog, sieht er seine Aufgabe als einziges vor Ort gebliebenes Kind darin, *die Geschichte meiner Eltern zu Ende zu bringen*. Er könne sie ja nicht allein zurücklassen. In solchen resignativen Schilderungen kommt nicht der Zwang des Weggehens, sondern der Zwang zum Bleiben zum Ausdruck. Die Resignation deutet Holger F. jedoch gleich in eine positive Selbstverpflichtung um, die als ethische Haltung vorgebracht wird. So eine Selbstaufopferung sei nämlich *in der heutigen Gesellschaft mit ihrer sozialen Kälte nicht üblich*; zu DDR-Zeiten wäre dies allerdings selbstverständlich

²⁶ Seit 1995 lässt ein anonymer Spender der Görlitzer Altstadt-Stiftung jährlich eine halbe Million Euro für die Sanierung von Bauwerken zukommen. Die geheim gehaltene Identität des Spenders gibt immer wieder Anlass zu Spekulationen. Wir hörten allein vier Versionen: Ein reicher jüdischer Emigrant, der sich noch immer mit seiner »Heimatstadt Görlitz« verbunden fühlt, oder ehemalige SED-Kreise, die nach der Wende Gelder beiseite geschafft haben und diese jetzt nach und nach unter dem Schutz der Anonymität in die Stadt zurückführen, oder ein bekannter Schokoladenfabrikant, der am liebsten nach Görlitz ziehen würde; schließlich ist in einer Version auch von einer Frau die Rede, deren Anwalt den Verwendungszweck der Spende jedes Jahr in Absprache mit dem Oberbürgermeister regelt. Der anonyme Mäzen ist auch immer wieder Thema in der Presse, zuletzt sogar in den Tagesthemen oder zum Beispiel im Mannheimer Morgen vom 21.12.2002: »Spekulationen ranken sich um die Identität des großzügigen Unbekannten. Doch allzu genau wollen die Görlitzer nicht nachbohren. Denn sobald sein Name bekannt wird, will der mysteriöse Spender sofort den Geldhahn zudrehen. ›Es muss eine sehr bekannte Persönlichkeit sein, die aus Görlitz stammt«, vermutet Denkmalschützer K. Anders sei die Heimlichkeit nicht zu erklären.«

gewesen. Das nennt man *Generationenvertrag*. Das hat bei den Großeltern so funktioniert und bei den Eltern – ein ganz anderes Gefüge: ›big family‹. Und Familie sei schließlich die *Basis für Gemeinschaft und das funktioniert in Görlitz noch!* Was in Holgers F.s Aussage zunächst als Resignation aufscheint, wendet sich so in eine Kritik am überzogenen Individualismus, dessen Wurzeln im Westen gesehen werden. In dem Görlitz zu einem Symbol für Solidarität und egalitären Gemeinschaftssinn wird, kann das Dableiben gerechtfertigt und mit positiven Wertigkeiten belegt werden.

Das Motiv des ›wärmenden Ortes‹ in einer ›kalten Gesellschaft‹ ist hier eines der rhetorischen Muster raumbezogener Beheimatung, das sich unter den Zumutungen des Mobilitätsdrucks und im Vergleich mit den Lebensentwürfen derer, die nach 1989 in den Westen abgewandert sind, herausgebildet hat. Doch die Frage des Weggehens stellt sich für viele Görlitzer nicht erst im Kontext arbeitsbedingter Binnenmobilität nach der Wende. Spätestens seit der Auswanderungswelle Ende der 1980er Jahre hat sie gewissermaßen lokale Tradition.

Ein Görlitzer Pfarrer, der sich seit dieser Zeit beständig fragt, ob er weggehen soll, formuliert dies anekdotisch: *Es geht die Rede, dass es in Königshufen [Vorort von Görlitz] Stromausfall gegeben habe, und da soll sich ein Mann aus dem Fenster gehängt und gerufen haben: ›Noch nicht abschalten, wir sind noch da!‹ Das illustriert die Erfahrung der meisten hier, dass Freunde und Verwandte weggehen nach dem Westen, weil sie hier keine Perspektive haben, und damit auch das Problem, dass sich die Frage umkehrt und nicht mehr die Frage ist, ›warum gehst du weg?‹, sondern ›warum bist du noch hier?‹, und auf diese Frage eine Antwort zu finden, das ist noch viel schwieriger. Hier zeigt sich nochmals deutlich, dass raumbezogene Identität längst nicht mehr selbstverständlich gegeben ist, sondern eine konstruktive Praxis reflexiver Beheimatung darstellt. Neben ›Gemeinschaft‹ im Sinne der *imagined community* ist ›Geschichte‹ in Görlitz zum zweiten dominanten Deutungsmuster geworden, mit dem lokale Bindungen begründet werden.*

Reflexive Beheimatung: ›Geschichte‹

Dass der selektive Rückgriff auf Geschichte gerade in gesellschaftlichen Umbruchphasen als Modus biographischer wie politischer Sinnstiftung fungiert, ist bekannt. In Görlitz bringt die architektonische Aufwertung der Stadtlandschaft und der Umbau zur Denkmalstadt nicht nur neue oder modifizierte Wahrnehmungsweisen und Lesarten der Stadt hervor. Vor dem Hintergrund von Abwanderung und zunehmenden

der Deindustrialisierung liefert dieser Aufwertungsprozess zugleich den Deutungsrahmen, um den eigenen Ortsbezug im Rekurs auf bestimmte Geschichtsbilder und Erinnerungsbestände zu begründen. Wie Geschichte im Prozess der identitären Aneignung des Lokalen symbolisch aufgeladen wird und welche raumbezogenen Identitätskonstruktionen dabei entstehen, sollen drei Beispiele zeigen.

Seit Herr K. (Ende 50) Mitte der 1990er Jahre seine Arbeit als Bauhandwerker verloren hat, ist er als ehrenamtlicher Stadtführer tätig. Er bemühe sich, Touristen und Rentnern, die ihren Lebensabend in Görlitz verbringen könnten, die *historische Einmaligkeit* der Stadt und ihren *Wert für Deutschland* zu vermitteln, was im Zuge der Altstadtsanierung ja alles nun sichtbar werde. Die *gebeutelte Stadt Görlitz* brauche von außen her wieder Stärkung, dass die Görlitzer Bürger wieder den aufrechten Gang gehen können und stolz sagen können ›ich bin Görlitzer‹ – ein Aufwertungsversuch, der auf den Blick von außen baut, aber nach innen wirken soll. Denn die Identifikation der Bewohner mit ihrer Stadt sei durch die DDR-Politik und deren propagandistisch motivierte Verwahrlosung der Altstadt zerstört worden. Darin sieht Herr K. zugleich die Ursache für die Auswanderungswelle Ende der 1980er Jahre, zu der auch sein Bruder gehörte. Seine eigene Ortsbiographie verknüpft er hingegen mit dem ›Schicksal der Stadt: *Ich war der Überzeugung, ich kann Görlitz nicht verlassen, damit diese Stadt erhalten bleibt.*²⁷ In Tourismus und EU-Erweiterung liegen für Herrn K. heute die Chancen, dass Görlitz seinen Rang als ehemals *weltoffene, europäische Stadt* wiedererlangt. Er kritisiert den ökonomisch zentrierten Kurs der Stadtpolitik, die nur auf Einkaufstourismus und Arbeitsplätze setze, denn die Krise der Stadt könne nur bewältigt werden, wenn wieder lokale Bindungen, *Heimatbewusstsein* geschaffen werde. Sowohl Abwanderung als auch Rechtsradikalismus vor Ort deutet Herr K. als Ausdruck eines Identitätsverlusts, der die Mentalität der Görlitzer geprägt habe: *Sie sind schwache Menschen geworden, die ihre Kraft in den 40 Jahren DDR verloren haben.* In dieser Vorstellung vollzieht sich die identitäre Wiederaneignung des Lokalen über ein Geschichtsbewusstsein, das von außen gestiftet und nach innen wirksam werden soll. »Geschichte« wird hier als elementarer Bestandteil zur Produktion von Lokalität begriffen, umfasst aber nur jene Epochen und Ereignisse, die sich positiv deuten lassen, um die Stadt in ihrer historischen Singularität profilieren und repräsentieren zu können.

²⁷ Herr K. war seit den 1970er Jahren in einer Interessensgemeinschaft Denkmalpflege aktiv, zu der Leute aus der kirchlichen Oppositionsbewegung sowie Ausreisewillige gehörten, die schließlich verhindern konnten, dass große Teile der Görlitzer Altstadt noch kurz vor der Wende gesprengt wurden.

Auch im zweiten Beispiel wird die Beziehung zwischen Ort und Identität über Geschichte hergestellt. Carsten S. (Anfang 40) hatte bis Mitte der 1980er Jahre in Hoyerswerda *in der Platte* gelebt. In seinem Fall fungiert Geschichte als Metapher für Geborgenheit in einer Welt gesteigerter Beweglichkeit, die das Bewusstsein lokaler Identität geschärft hat. Die Görlitzer Altstadtsubstanz verkörpert für ihn den bürgerlichen Habitus der Stadt, mit einer Handwerkertradition, die es in Hoyerswerda nicht gab und wovon in Görlitz die *alten Gemäuer erzählen*. Historische Tiefe steht für Verwurzelung, an die die eigene Biographie anschließen und Halt gewinnen kann – ein Identitätskonzept, das sich explizit gegen die Ortlosigkeit richtet: *Dieser große Globalisierungsmarkt und alles, was dazu gehört, also ›ich geh‹ zur Arbeit hin, die Arbeit kommt nicht zu dir, wir müssen zur Arbeit hingehen, das ist die Leichtigkeit, wo man sagt: ›heute geh‹ ich nach Görlitz, morgen geh‹ ich nach Berlin, übermorgen bin ich in München, aber irgendwie fehlt mir das Sesshafte bei dieser Globalisierung, das mag ja alles ganz schön sein, dass man offen ist für die Welt, wirtschaftlich wie kulturell, sprachlich, in jeder Form [...], aber dieses Heimatgefühl, das man hier hat, das macht in gewisser Weise auch stolz, wo man sagt: ›hej, echt 'ne geile Stadt, schon aus der Geschichte heraus.‹ Na ja, 'ne Story braucht jeder. Also ich versuche mir schon eine Geschichte zu suchen, mit der ich was anfangen kann. Geborgenheit, am Ende ist es 'ne Geborgenheit, es ist nachvollziehbar, und es ist am Ende deine eigene Geschichte.*

Im dritten Beispiel wird schließlich Geschichte mit Familiengenealogie verknüpft und identitär aufgeladen – ein Modus lokaler Selbstverortung, auf den hier in Abwehr oder Abwertung von Abwanderung zurückgegriffen wird. Holger F. begründet seine lokale Verwurzelung mit einer Art Erweckungserlebnis: einer Fahrt mit seiner Großmutter über die deutsch-polnische Grenze nach der Wende: *Und dann bist du zu irgendeinem Haus gefahren und bist da ausgestiegen und da hat die Oma gesagt: ›In dem Haus bin ich geboren, hier haben wir gewohnt eben bis Februar 1945, bis die dann 20 Minuten Zeit hatten zum Kofferpacken [...]. Dann sind wir die Strecke mit dem Auto gefahren durch irgendwelche Wälder und über Feldwege, die meine Oma hochschwanger mit dem Handwagen gelaufen ist, als sie vertrieben worden sind. Mach' das mal mit! Also da geh's dir so schlecht dabei, das ist eine mit nichts vergleichbare Empfindung [...]. Ja eben als wenn du diese Geschichte nachempfindest, und wenn du dann noch siehst, was das für ein innerer Vorbeimarsch ist für die Betroffenen, dass die da noch mal sein dürfen! [...] Und wenn du da dabei gewesen bist, stellt sich die Frage eigentlich gar nicht mehr, wo du hingehörst, also das ist dann plötzlich Bestandteil deines Lebens, auch wenn du Spätgeborener bist.* Das familiäre Schicksal wird auf die eigene Biographie übertragen und in einen regionalistischen Heimatbezug überführt, wenn Holger F. meint: *Heimat ist nicht da, wo ich mich wohlfühle, sondern Heimat ist hier, hier ist die letzte*

Enklave auf deutschem Boden, Schlesien, hier ist schlesische Heimat, die nichts mit sächsisch zu tun hat. Schlesische Enklave, das ist ein ganz anderer Heimatbegriff. Heimat, das ist 'ne feststehende Größe. Der Heimatbezug, wie er hier formuliert wird, hat allerdings revanchistische Untertöne, wenn Holger F. weiter sagt: [...] die Heimat haben hier die Landsmannschaften aufrechterhalten, zum Beispiel in Nürnberg, die haben daran erinnert und daran festgehalten, dass auf der anderen Seite deutsches Siedlungsgebiet war. Was zur DDR-Zeit politisch tabuisiert war, bricht jetzt auf: eine Form der Ortsbezogenheit, die mit den ethnisch motivierten Abgrenzungsbestrebungen aus dem rechten Jugendlichenmilieu in der Region konform geht.

In allen drei Fällen wird Ortsbezogenheit – wenn auch auf unterschiedliche Weise – über die Verknüpfung von Biographie und Geschichte konstruiert. Im Folgenden soll nun den symbolischen Formen von Ortsbezogenheit auf Seiten der Zugewanderten nachgegangen werden.

Ortsbezug als Aufarbeitung biographischer Brüche

Für eine Reihe von Neuresidenten, die nach der Wende aus den alten Bundesländern gekommen sind, manifestiert sich im Zuzug nach Görlitz ein Drang, lebensgeschichtliche Brüche aufzuarbeiten. Vielfach wird die Stadt als *imaginärer* oder gar *magischer* Ort beschrieben, an den man schon immer zurückkehren wollte, aber aufgrund der deutschen Teilung nicht konnte. Nach dem Mauerfall wird der Wunsch nach Wiederaneignung der »alten Heimat« als »sentimentales coming home« (Rolshoven 2002, 352) realisiert. Für die meisten von ihnen ist dies die Rückkehr an einen Ort, mit dem oftmals traumatische Erfahrungen als Kinder und Jugendliche während des Zweiten Weltkrieges oder durch Flucht und Vertreibung verbunden sind. Herr M. (Ende 50) ist ein Beispiel. Obwohl er *nur zufällig* in Görlitz geboren wurde, während seine Mutter auf der Flucht aus Breslau nach Süddeutschland unterwegs war, habe dies sein Leben geprägt: *Auch wenn der Aufenthalt so kurz [10 Tage] war, ist es mir schon in meiner Kindheit so vorgekommen, als ob Görlitz für unsere Familie was ganz wichtiges wäre oder was besonderes [...]. Und als die Wende kam, habe ich das in mir geweckt und realisiert, diese Sehnsucht, dieses Görlitz mal kennen zu lernen. Und als ich das erste Mal vor zehn Jahren hier war, da war das dann der imaginäre magische Ort aus meiner Kindheit, auf einmal hat er Leben bekommen [...]. Das war 'ne Grundsehnsucht in meinem Leben, einmal die Heimat, die man verloren hat, zu sehen und das Da-sein als Flüchtling, denn das war auch so ein Element in meinem Leben, dass ich mich im*

Grunde genommen nirgends richtig zu Hause gefühlt habe. Die »alte Heimat als Imaginationsraum« (Eisch 2002, 38) war auch hier wie bei vielen Flüchtlingen und Vertriebenen in der Familie aufrechterhalten worden. Herr M. habe immer das Gefühl gehabt, wir leben nicht in der Realität, sondern in der Rückblende. Mit dem Zuzug nach Görlitz hat sich der Sehnsuchtsraum Heimat für ihn – wie er sagt – entmythologisiert und ist zum normalen Zuhause geworden. In zweiter Ehe ist er mit einer Polin verheiratet, hat seinen familiären Lebensmittelpunkt nach Görlitz verlegt und pendelt berufsbedingt nach Süddeutschland. Ich bin in Görlitz angekommen, ich bin in Schlesien angekommen, ich bin in meinem Leben angekommen [...], und wo man ankommt, kann man auch wieder weggehen. Görlitz ist eine Suche gewesen. Und jetzt gehe ich damit real um. In seinen Augen entspricht die räumliche Trennung zwischen Arbeit und Privatleben einer modernen und selbstbestimmten Lebensform, wie man sie heute haben sollte – eine Mehrörtigkeit, in der er zugleich das Transitorische seiner Biographie wiederzuerkennen meint: Ich muss so leben, ich könnte es nicht aushalten, immer an einem Ort zu sein. Dadurch, dass ich wieder so lebe, bin ich wieder ein Flüchtling. Ich bin da und nicht da und das gefällt mir, ich will jetzt so leben.

Das Beispiel zeigt, wie sich biographische Sinnstiftung – in der Symbolik der Rückkehr – räumlich vollzieht und darin zugleich neue Gestaltungsmöglichkeiten des Lebens eröffnet werden. So entwickeln viele derjenigen, für die Görlitz beziehungsweise Schlesien als »verlorene Heimat« ein imaginärer oder sentimental aufgeladener Raum ist, ein neues politisch oder sozial motiviertes Engagement vor Ort, zum Beispiel der in Breslau aufgewachsene und aus Bayern zugezogene Pfarrer, der sich in seinem *vierten Lebensabschnitt* für die Verbesserung der deutsch-polnischen Beziehungen einsetzt; oder der aus Oberschlesien stammende und aus dem Rheinland zugezogene Autohändler, der sich mit der Entwicklung erneuerbarer Energien für Polen beschäftigt. Gemeinsam ist diesen Zugezogenen, dass der sentimentale Ortsbezug zugleich die Suche nach neuen Lebensentwürfen freigesetzt hat, meist in Form grenzüberschreitender Aktivitäten im geschäftlichen, sozialen oder kulturellen Bereich. In der Stadt selbst sind diese Zuwanderer sozial nur wenig eingebunden.

Schlesischer Regionalismus als Mission

Zu den seit 1990 Zugezogenen gehören auch Mitglieder westdeutscher Vertriebenenverbände, überwiegend Angehörige der zweiten Generation,²⁸ die ihren Wohnsitz zum Teil als Rentner ganz nach Görlitz verlegt oder dort einen Zweitwohnsitz bezo-

gen haben und mehrörtig leben. Ihre Motivation basiert auf einer Identitätspolitik, die darauf abzielt, einen schlesischen Regionalismus in den EU-Erweiterungsprozess Richtung Polen einzubringen – eine Heimatkonstruktion, die auf der Verteidigung eines räumlich fixierten, ethnisch-kulturellen Territoriums auf der anderen Seite der Grenze beruht und zugleich translokale Diskurse mit universalem Anspruch (Menschen- und Völkerrecht) einbezieht. Dazu gehören etwa Forderungen, die Vertreibung der Deutschen als *ethnische Säuberungen* von polnischer Seite anzuerkennen, *Minderheitenrechte* räumlich-zeichenhaft zu verankern (Denkmäler, zweisprachige Ortsschilder und so weiter) sowie die offizielle *Aufarbeitung* der deutschen Geschichte in der polnischen Grenzregion.

Herr S. (Anfang 60) ist Funktionär in der ›Schlesischen Jugend‹ und pendelt regelmäßig zwischen Görlitz und Frankfurt am Main, wo er als Arzt tätig ist. *Andere nehmen sich einen Zweitwohnsitz auf Mallorca, ich in Görlitz*. Er trennt zwischen *alter Heimat* und variablen Orten, an und zu denen man lediglich Bindungen entwickelt. Görlitz sei der Ort, wo er jetzt, nach der Wende, *Heimatrecht praktizieren* könne. Für ihn repräsentiert die Stadt das *originale Restschlesien auf deutschem Gebiet* – eine Vorstellung, wonach Schlesien ein raumzeitlich statisches ethnisches Territorium ist, dessen Kontinuität durch die Aussiedlung der Deutschen und die Grenzziehung nach dem Zweiten Weltkrieg abbrach. Das ethnische Denken, das auf einen ahistorischen Vergangenheitsraum fixiert ist, tritt auf der Bilderebene nochmals hervor, wenn Herr S. Görlitz als *Stadt ohne Brüche* bezeichnet, *wo Bevölkerung und Territorium noch übereinstimmen*, und spiegelbildlich dazu Breslau zur untergegangenen *Totenstadt* erklärt. Er registriert die massive Abwanderung aus Görlitz, sieht darin aber keine Bedrohung, sondern erwartet von der EU-Erweiterung, die er ausdrücklich befürwortet, eine Revitalisierung der Stadt; jedoch nicht etwa durch den Zuzug ›realer‹ Polen, sondern auf symbolischer Ebene: Im Gefolge der Grenzaufhebung soll die ›schrumpfende Stadt‹ durch die Fusion mit Zgorzelec zur Großstadt mit über 100.000 Einwohnern mutieren und ihre Bedeutung als zweitgrößte Stadt Schlesiens in der *Mittellage des neuen Europas* wiedererlangen. Das Beispiel zeigt eine rhetorische Strategie ethnischer Re-Territorialisierung, die transnationale Austauschprozesse ausblendet und in der die EU-Erweiterung lediglich als Mittel zum Zweck der Ethnisierung des Lokalen fungiert.

²⁸ Einige von ihnen hatten sich bei der Neukonstituierung des Landes Sachsen politisch dafür eingesetzt, den deutschen Teil Schlesiens als eigenes Bundesland mit Görlitz als Landeshauptstadt zu etablieren, und konnten die Bezeichnung »Niederschlesien« dann immerhin auf Kreisebene durchsetzen. Niederschlesien hat auf Landesebene Verfassungsrang, das heißt die schlesische Fahne darf gleichberechtigt mit der sächsischen gezeigt werden.



Foto: Ina Merkel (September 2002)

Frau T. (Mitte 60), die ganz nach Görlitz gezogen ist, besucht regelmäßig ihren Herkunftsort im polnischen Schlesien, per Busreise im Rahmen des organisierten Heimwehtourismus. Ihre Mission sieht sie unter anderem darin, Bürgermeister in der polnischen Grenzregion dazu zu bewegen, die *deutsche Vergangenheit* zum Beispiel in Form von Gedenktafeln zu markieren – eine Art Tauschhandel, der leicht erpresserische Züge trägt, wenn sie – noch vor der Grenzöffnung – bei Weigerung mit dem Rückzug finanzkräftiger Heimwehtouristen droht: *Da sag' ich zu dem Bürgermeister: ›Wollen wir gemeinsam Europa bauen oder geht jeder wieder seinen eigenen Weg? Sie freuen sich, wenn wir kommen und das Geld da lassen‹, ich sag' das jetzt mal so, dass es jeder versteht bei den polnischen Leuten, sag' ich: ›wir können aber auch sagen, wir setzen jetzt mal drei Jahre aus, was passiert dann? [...] Der halbe Ort lebt von Touristen, ja, da sind zwei neue Hotels gebaut, die stünden nie dort, wenn die Heimwehtouristen nicht kommen würden.‹* Die Erinnerung an die verlorene Heimat gerät zur gebieterischen Aufforderung, dass zuerst *das Unrecht an den Deutschen* anerkannt werden müsste, ehe die Grenze geöffnet werden könne. Eine Argumentation, in der sich Frau T. auf die angebliche Stimmung der Görlitzer Bevölkerung beruft; würden Polen in die leer stehenden Görlitzer Häuser ziehen, hätten Einheimische bereits mit dem Wegzug aus der Stadt gedroht. Mit dem Argument, dass *zuerst der Hass abgebaut* werden müsse,

wird letztlich die eigene Identitätspolitik legitimiert. Sich *auf Europa vorbereten*, heißt hier im Grunde, sich über den Vertreibungsdiskurs gegen die Grenzöffnung ab-

zuschotten.

Die beiden Beispiele zeigen, wie sich ethnische Regionalisierung vordergründig nicht gegen, sondern komplementär zum Europäisierungsprozess vollzieht, indem die Grenzöffnung zur territorialen Identitätsfindung genutzt wird. Ethnisches/nationales Denken löst sich hier im Zuge der Nivellierung der Grenze nicht auf, sondern scheint sich darin zu verfestigen. Heimataktivist:innen wie Frau T. und Herr S. bewegen sich in schlesischen Netzwerken wie Heimataktivist:innen²⁹ und Stammtischen, die sich nach 1990 und durch den Zuzug von Westdeutschen in Görlitz etabliert haben.³⁰ Deren Aktivitäten gehen zwar an weiten Teilen der örtlichen Bevölkerung vorbei, tragen aber zur Revitalisierung eines schlesischen Regionalismus bei, der zur DDR-Zeit tabuisiert war. Es bleibt abzuwarten, welche Rolle Schlesien im Regionalisierungsprozess der Eurorregion Neißة und im Konstruktionsprozess neuer grenzüberschreitender kollektiver Identitäten spielen wird.

Urbanität als ›Zeitreise in Geschichte‹

Eine weitere Gruppe sind schließlich ›kulturelle Migranten‹, die im Wunsch nach Verwirklichung individueller Lebensformen in die ostdeutsche Grenzstadt gezogen sind.

Für Herrn B. (Anfang 40) lösten *die Bilder des Mauerfalls* den Ortswechsel von der westdeutschen Kleinstadt nach Görlitz aus; er habe in einer *Umbruchsituation dabei sein* wollen, die er als *extrem spannend* empfand. Ein gesellschaftlicher Veränderungsprozess liefert den Ereignisrahmen, um aus dem alten Lebensentwurf auszuweichen. Der Osten ‚gerät als neuer Erlebnisraum zur Gegenwart des wohlstandsgesättigten Kleinstadtlebens, aus dem der saturierte Markteingungernernehmer aussteigt – eine Gegenwart, die im Sinne Victor Turners durch Nichtalltäglichkeit, Anstruktur und Liminalität gekennzeichnet ist. Herr B. schwärmt fast, als er die ersten Monate in Görlitz beschreibt: Strukturen seien noch unklar gewesen, im Handel auf den Stra-

²⁹ Zum Beispiel die »Unabhängige Initiativgruppe Niederschlesien e.V.«, in deren Vereinsstatuten die »Bildung eines national-staatlichen Gebietes Niederschlesien im Freistaat Sachsen« steht.
³⁰ Ihre Einrichtungen – ein schlesisches Reisebüro und ein Geschenkladen im Zentrum der Altstadt – sind zentrale Anlaufstellen für den »HeimwehTourismus« über die Grenze.

– oder Feste, bei denen sich *vom Bürgermeister bis zum letzten Stadtdiener* alle an einem Tisch versammelten. Görlitz erscheint als enthierarchisierter Raum in einer liminalen Phase, in dem sich neue, egaliere Gemeinschaftsformen (communitas) herausbilden und männliche Statuszeichen abgelegt werden. *Da hab ich gesehen, wie lä-oberlich graue Anzüge und weiße Hemden sind.*

Herr B. gehört zu einem »Selbsterwerkllichungsmilie« (vgl. Schulze 1994), für dessen Lebensplanung Erlebnisorientierung sowie eine gewisse Offenheit und Unabhängigkeit kennzeichnend sind. *Solange es spannend bleibt*, will er in Görlitz bleiben, was in seinen Augen besonders die Grenzöffnung verspricht. Dem Lebensentwurf entspricht, sich in einem der Renaissanengebäude im Altstadtzentrum von Görlitz niederzulassen – ein von Westdeutschen bevorzugtes Wohn- und Arbeitsumfeld, wo sich inzwischen eine feste Szene gleicher Lebensstilen formiert hat. Dort, im Altstadtviertel mit *italienischem Flair*, habe er sein *Nest gebaut*, eine Verortung, die mit der Selbstbeschreibung, ein *ständig Wandernder* zu sein, durchaus zusammengeht. Wanderschaft als biographisches Grundmotiv gerät vor dem Hintergrund realer Sesshaftigkeit zum Stillisierungsmoment, das auf den Organismus der Stadt projiziert wird: Für Herrn B. sei Görlitz schon immer eine *Wanderversadt* gewesen, die ihre Impulse stets von außen erhielt, daher verkörpere sie *Urbanität ohne Provinzialität*.

In dieser Form der symbolischen Verortung wird ein kosmopolitisches Image aus der Geschichte der Stadt abgeleitet und imaginär aufgeladen. Ein Bild, das sich in der Identifikation mit der Stadt auf die Selbstrepräsentation überträgt, und worin gleichermaßen Potenziale für die Entwicklung der Stadt gesehen werden. So sei die *Vision für Görlitz an der Substanz erkennbar*, weshalb die Stadt auch wieder Anziehungspunkt werde für *interessante Leute mit Lebensführung, die einen bestimmten Lebensabschnitt hier verbringen* – eine Zukunftserwartung, in der sich die eigene Lebenskonstruktion widerspiegelt.

Andere unter den Lebensstilmigranten erklären dagegen nicht Urbanität, sondern Großstadtflycht zum Leitmotiv des Ortswechsels. *Mein Ja zu Görlitz ist die Antwort auf Frankfurt am Main gewesen*, meint beispielsweise ein zugereister Kulturanthropologe. Die Provinz wird hier gleich mehrfach symbolisch aufgewertet: einmal als Gegenwelt zur Großstadt, deren moderne Architekturlandschaft Anonymität und Entfremdung repräsentiert; dann als Fluchtpunkt, um der *Reizüberflutung zu entgehen*; und schließlich als *Bühne für die Stillisierung der eigenen Persönlichkeit*. Entsprechend bedeutet Peripherie hier auch nicht mehr negativ konnotiertes Abseits, sondern wird als Möglichkeitseraum der Selbstfindung im Zentrum Europas konstruiert:

Ich bin hier nicht am Rande, sondern Görlitz ist ein Knotenpunkt zwischen Mittel- und Osteuropa. Herr A. ist sich bewusst, dass die Einheimischen nicht die Möglichkeiten haben, ihre Stadt so zu sehen. Im Unterschied zu ihnen, deren Mobilität durch Arbeitsmöglichkeiten diktiert sei, könne er sagen: *Es ist schön zu sehen, nicht auf Mobilität angewiesen zu sein.* Er habe sie in doppelter Weise erfahren: als soziale Mobilität (bildungsmäßig, habituell und intellektuell) und im räumlichen Sinn (weite Reisen in ferne Länder), davon könne er in Görlitz jetzt zehren. Die Flucht in die Provinz wird hier als Chance gedeutet, eine selbstbestimmte, reflexive Lebensform zu realisieren.

Unter den Zugezogenen sind auch einige, die Görlitz zur DDR-Zeit verlassen haben, wie zum Beispiel Hagen O. (Mitte 40), der 1979 über die ungarische Grenze hatte flüchten wollen, in Bautzen inhaftiert wurde und später von der BRD freigekauft worden war. In Görlitz habe er seine *Wurzelkraft* wiedergefunden, in westdeutschen Großstädten hätte er sich nie zu Hause gefühlt. In der Rückkehr im Sinne von Beheimatung vollzieht sich ein subjektiver Prozess der Sinnstiftung, der auf Erfahrungen des Entwurzeltseins reagiert.

In Görlitz *zur Ruhe gekommen* zu sein, ist ein wiederkehrendes Erzählmotiv auch bei denjenigen, die die Stadt vorher nicht kannten; die Denkmalstadt mit nostalgischem Flair liefert die historistische Kulisse für Selbstfindungsprozesse. Kerstin M. (Mitte 30) schildert ihren ersten Kontakt mit der Stadt im Jahr 1990: *Und dann fuhr ich in diese Bahnhofshalle ein und hatte das Gefühl, ich mache eine Zeitreise, es sah alles so aus wie 1940, braun, grünlich, dunkel, und ich hatte wirklich das Gefühl, ich bin in den vierziger Jahren gelandet. Und dann hab' ich die Tür aufgemacht und da kam mir warme Luft entgegengeströmt, es war eigentlich kalt, und ich fühlte mich in dem Moment wie in Watte gehüllt. Und da dachte ich, ich bin zu Hause. Das war ein ganz starkes Gefühl! [...] Natürlich war die Altstadt sehr spannend, ich bin ja in solchen Umgebungen nicht aufgewachsen. Als Westdeutscher hat man schon den Blick für diese Stuckfassaden und diese Proportionen, den Dreck habe ich als Patina gesehen, aber ich habe dahinter schon auch die Schönheit erkennen können, da war ich absolut begeistert.*

Solche ›Zeitreisen in Geschichte‹ waren mitunter durch Fernsehsendungen über Görlitz ausgelöst worden – mediale Bilder, die zu imaginativen Ressourcen werden, indem sie die Vorstellungskraft eines möglichen Lebens am anderen Ort beflügeln (vgl. Appadurai 1998).

Gemeinsam ist den kulturellen Migrant*innen, dass die Stadtlandschaft mit ihrer Altbausubstanz als eine Art ästhetischer Code zum signifikanten Bestandteil von Lebensstilen und Lebenskonstruktionen wird. Die räumliche Struktur vermittelt historische Tiefe – ein wesentliches Element der Atmosphäre der Stadt³¹, die es ermög-

licht, sich mit dem Ort zu identifizieren und ihn gleichermaßen imaginär aufzuladen. Es sind dies individuelle Strategien der Beheimatung, die sich im Kontext der musealisierenden Aufwertung des Stadtraums vollziehen. Ein letztes Beispiel, der nach Görlitz zurückgekehrte Hagen O.: *Die Urbanität ist einfach die Struktur dieser Stadt, wie sie da steht [...]. Ich brauche keine Menschen hier, wenn ich in den Straßen rumlaufe, das brauche ich nicht zur Urbanität, diese Stadt wirkt auf mich einfach durch diese zu Stein gewordene Werthaftigkeit. Und da sag' ich, hier haben Leute mit schwerwiegenderen Problemen, wie wir sie jetzt haben, das hier erschaffen. An diesem Ort ist mehr dran, als die meisten gewillt sind, vor sich selber zuzugeben. Und da hab' ich kein schlechtes Gefühl dabei, dieser Untergang der Stadt hier, der hatte schon sehr viel schlimmere Vorzeichen als jetzt. Jetzt herrscht hier eine sehr flachwurzelige Denkweise, die sehr konsumangelegt ist. Es geht uns hier nicht schlecht, ich seh' das nicht so, ich kann aus dieser Stadt Kraft ziehen. Wenn ich durch die Straßen laufe, das wirkt auf mich, die Stadt hat was fast Metaphysisches für mich.* Es ist die Beschwörung von Urbanität, die ihren imaginären Ort in der überzeitlichen Vergangenheit hat. Architektur wird als so wirkmächtig empfunden, als habe sie ein Eigenleben, als sei sie selbst Akteur. Das Bild der Stadt repräsentiert Sicherheit und Kohärenz, in der der Einzelne Identität findet, in dieser Weise verortet wird – eine Vision der ›guten Stadt‹, aus der Menschen, soziale Realitäten und Krisensituationen herausgefiltert sind.³²

Ortsbezug als Suche nach Kreativitätspotenzialen

Beispiele wie diese zeigen, welche Bedeutung die spezifische symbolische Struktur eines Ortes für Mobilitätsentscheidungen gewinnt, die nicht von ökonomischen Zwängen diktiert werden, sondern sich an Lebensstilmustern orientieren. Die Stadtlandschaft als imaginärer historischer Raum fungiert dabei als Projektionsfläche für den eigenen Lebensentwurf. Unter den Lebensstilmigrant*innen sind schließlich auch solche, die aus der Geschichte der Stadt Perspektiven für deren Zukunft ableiten und darin gleichermaßen Potenziale für die eigene Berufsbiographie sehen. Der Ort

³¹ Vgl. Böhme 1998, 157: »Alt sein« oder »gewachsen« sind ja Qualitäten einer Stadt, die sich keineswegs bloß in Zeichen manifestieren, vielmehr sind sie Anmutungsqualitäten, die »gespürt« werden können.«

³² Vgl. Robins 1998, 165, sowie zur Imagination städtischer Räume Mazzoleni 1993; Sennett 1990.

scheint etwas Uneingelöstes zu versprechen: biographische Hoffnung und Vision für die Stadt zugleich.

Kerstin M. schildert, wie sie sich Görlitz über die Vertiefung in die Geschichte der Stadt, ihrer Häuser, Straßen und Persönlichkeiten angeeignet habe. *Ich schaue in die Vergangenheit, dann schaue ich in das Jetzt und daraus fühle ich die Zukunft* – eine Beschäftigung, die *creative Prozesse* bei ihr auslöse, welche sie im freien Kulturmanagement umzusetzen versucht. Kerstin M. (re)konstruiert Görlitz als Händler- beziehungsweise Handelsstadt und zieht eine mentalistische Kontinuitätslinie vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Für sie repräsentiert das historische Görlitz die globale Stadt par excellence, einen urbanen Knotenpunkt von neuen Waren und Kulturen, der zugleich eine kosmopolitisch-bürgerliche Kultur und Lebenseinstellung hervorgebracht habe. Ausgehend vom Handel als einst stadtprägendem Sektor der Ökonomie wird hier ein »Habitus der Stadt« als »kulturelle Codierung über die Zeit« (Lindner 2003, 48) hinweg konstruiert – eine Vorstellung, die der Stadt überdauernde Eigenschaften wie Selbstbewusstsein, Eigenverantwortlichkeit und Innovationsbereitschaft zuschreibt. Dieses »kulturelle Erbe«, das durch die DDR-Zeit abgebrochen sei, müsse nun – so Kerstin M. – revitalisiert werden. Sie beruft sich dabei auf ein bürgerliches Selbstbewusstsein, das sich in der städtischen Architektur abgelagert habe und jetzt in der lokalen Bevölkerung »wiedererweckt« werden soll. Zu diesem Zweck versucht Kerstin M., EU-geförderte Kulturprojekte zu initiieren und Netzwerke zwischen Zugezogenen und Einheimischen aufzubauen, um alternative Ideen in die Stadtentwicklungspolitik einzubringen.

Zugezogene wie Kerstin M. gehören zur Trägerschicht der *cultural economy*, die sich als Moderatoren »kultureller Entwicklungshilfe« verstehen, in Erwartung, von diesem Prozess auch selbst finanziell profitieren zu können. Ihre Aktivitäten im Kulturbereich zielen auf die symbolische Aufwertung der Stadt und ein Binnenmarketing, das ein im Sozialismus unterdrücktes bürgerliches Selbstbewusstsein der Stadtbewohner reanimieren soll, um Krisenstimmung und Stagnation aufzubrechen und auf diese Weise verborgene Vermarktungspotenziale von Stadt und Region freizusetzen.

Zu diesem Netzwerk kultureller Mobilitätspioniere gehört auch Herr L. (Anfang 40), Wirtschaftsberater mit Schwerpunkt Raumökologie aus Stuttgart. Als er 1991 zufällig nach Görlitz kam, seien ihm *die Augen ausgefallen wegen der Bausubstanz*. Auch er leitet Wohlstandsvisionen aus der Geschichte der Stadt ab: *Und wenn man jetzt 100 Jahre zurückgeht und Görlitz als zweitreichste Stadt [Deutschlands] sieht, dann sind das schon so gewisse Eindrücke, die sich dann mit meiner konkreten Geschichte hier verbinden und die Faszination weiter anheizen, den Schlüssel finden zu wollen. Man sucht*

irgendwie jetzt da den Schlüssel, um den Erfolg wieder auszugraben. Ich suche die Theorie, die dahinter stehen muss, die ich vermute. Der Ortswechsel aus der Wohlstandsregion Baden-Württemberg in eine strukturschwache Region Ostdeutschlands bedarf wohl nachträglicher Legitimierung, wenn Herr L. sagt: *Wie ich nach Görlitz gekommen bin, das ist nicht unbedingt rational, also ich habe die wirtschaftliche Idee aus der persönlichen Liebe herausgeschält, ich habe solange geguckt, was ich hier machen könnte, weil mich die Stadt fasziniert, um mit der Tätigkeit die Stadt hier voranzubringen und etwas zu machen, was irgendeinen Erfolg hat.* Herr L. hat lange die Standortfaktoren geprüft, eine Nische gesucht, um seine Aktivitäten im Bereich Innovationsmanagement mit den Gegebenheiten vor Ort zu verknüpfen. Auf die Frage, wo er denn Potenziale sehe, meint er, dass diese fast beliebig seien; alle Städte im Osten mit ähnlicher Bausubstanz wie Görlitz hätten vergleichbare Entwicklungsmöglichkeiten (Städtetourismus, regenerative Energiewirtschaft, neue Medien). Um sie freizuschaukeln, müsse man allerdings sehr tief graben. Auch hier zeigt sich wieder ein Deutungsmuster, das sich archäologischer Metaphern bedient: Die Bausubstanz ostdeutscher Städte wie Görlitz repräsentiert den wirtschaftlich produktiven *Geist vergangener Jahrhunderte*, den der Sozialismus verschüttet hat und den es nun wieder freizulegen gilt. Der Versuch der Aufwertung der Stadt vollzieht sich auch hier über historische Kontinuitätslinien, die bis ins 16. Jahrhundert, in die Phase des merkantilen Frühkapitalismus gezogen werden. Herr L.: *Der Westen ist gegenüber dem Osten ja wirklich unterzivilisiert, das ist schon mein erster Eindruck gewesen [...]. 50 Jahre DDR oder zwei Generationen können das nicht alles zugeschüttet haben, davor war es eben ein paar Jahrhunderte anders. Es muss andere Erklärungen gegeben haben für den Erfolg. Diese Bausubstanz und wie die Leute hier gelebt haben, durch die ganzen Jahrhunderte war hier einfach mehr los, hat sich mehr entwickelt in diesen Klein- und Mittelstädten, wie man sie im Westen nicht findet.* Indem »der Osten« – über Geschichte idealisiert – zum Möglichkeitsraum innovativer und ökonomisch effizienter Entwicklungsprozesse erklärt wird, kann nicht zuletzt der eigene Ortswechsel gerechtfertigt werden. In einer solchen Argumentation gerät selbst die Krisenstimmung der lokalen Bevölkerung zum produktiven Standortfaktor: Gerade hier, so Herr L., wo schlechte Stimmung und hohe Arbeitslosigkeit herrschen, habe *jemand, der kreativ ist, die größte Chance, denn das ist die Nische, die man nutzen kann, und wenn man mit der Erfolg hat, hat man natürlich durchschlagenden Erfolg. Die größte Chance liegt im Moment in der schlechtesten Situation.* Auch Herr L. will Netzwerke mit Einheimischen aus der Region aufbauen. *Es muss authentisch sein, es muss von hier entstehen, deswegen achte ich darauf, dass die Wertschöpfung in allen Stufen hier geschieht.* Herr L. wirkt im Trägerverein der Kulturhauptstadtwerbung mit, einer Kampagne, deren Zweck er darin sieht, *Innenstadt-*

marketing bei den Leuten, also Stimmungsmache für ihre Stadt zu betreiben. Das Projekt Kulturhauptstadt soll forcieren, dass die lokale Bevölkerung wieder Verantwortung sich selbst und der Wirtschaft in der Region gegenüber übernehme. Noch einmal Herr L.: *Die Region ist ja nicht schlechter oder dümmer als alle anderen [...], dieses Selbstwertgefühl haben die Leute in sich und das ist verborgen durch das mangelnde Selbstbewusstsein, sie sind sich nicht bewusst, was sie eigentlich können, und machen den Schritt nicht und das ist der Standortvorteil, dass wenn die Leute den Schritt gemacht haben, das dann auch durchziehen.*

Zugezogene wie Herr L. und Frau M. sind aktive Bedeutungsproduzenten in der Produktion von Lokalität, weil sie an der Schnittstelle zwischen EU, Kommunalpolitik und lokaler Bevölkerung aktiv sind. Sie sehen sich als kreative Initiatoren, die die ›totgesagte Stadt‹ reanimieren wollen. Zugleich praktizieren diese Mobilitätspioniere auf rhetorischer Ebene Imagepolitik für Stadt und Bewohner, indem sie die Krisenstimmung im öffentlichen Diskurs aufzubrechen versuchen. So argumentieren sie vehement gegen Deutungsmuster, die die Abwertung der Stadt bestätigen oder gar verstärken – ein Diskurs, den viele Zugezogene, darunter besonders die Besitzer restituierter Immobilien, in Gang halten. In der Regel machen jene die Bevölkerung dafür verantwortlich, dass der wirtschaftliche Wandel und der erhoffte Aufschwung nicht in Gang kommen und führen Entwicklungshindernisse auf mentale Prägungen aus der DDR-Zeit zurück.³³ Die Mobilitätspioniere dagegen versuchen, das Lokale im Rekurs auf selektive Geschichtsbilder, die die DDR-Zeit ausklammern, aufzuwerten und darin zugleich ihren eigenen Ortsbezug zu begründen. Auch hier erweist sich Görlitz als hochgradig imaginär aufgeladene Deutungslandschaft, wobei ›Geschichte‹ als Projektionsraum für die Lebensentwürfe kultureller Migranten fungiert und zugleich zum geographischen Kapital der *cultural economy* wird.

³³ Dass sich die ökonomische Lage in der Stadt seit Ende der 1990er Jahre sehr verschlechtert hat, erklärt zum Beispiel ein Kaufmann aus München mit der *Mentalität der Leute*, die sagen würden, *es wird schon einer kommen, der wird uns schon Arbeit bringen*. Er bewerte die Situation anders als die Einheimischen: *Die warten alle, wo kommt der Auftrag her [...]. Es fehlen Visionen, die mit Wirtschaft und Erfindergeist einhergehen*. Immer wieder wird mit mentalen Prägungen aus der DDR-Zeit argumentiert, die mit kapitalistischer Logik und protestantischer Ethik unvereinbar seien. So zum Beispiel eine Unternehmerin aus dem Rheinland, die das ehemalige Geschäft ihrer Familie wieder in Besitz genommen hat: *Die Ostler haben die Selbstständigkeit nicht kapiert, dass man das Geld in den Betrieb stecken muss, dass man da mitarbeiten muss und nicht spazieren gehen kann [...]. Der Westler hat Verantwortungsgefühl, und das nennt man soziale Marktwirtschaft, die DDRler verhalten sich wie Honecker*. Mitunter gehen solche stereotypen Deutungen auch mit massiven Entwertungen einher, wenn *vom Schrott, der hier geblieben ist*, gesprochen wird.

Schlussbemerkung

Ostdeutsche Städte wie Görlitz sind seit Anfang der 1990er Jahre einem erheblichen Veränderungsdruck ausgesetzt. Massiver wirtschaftlicher Struktureinbruch, städtebauliche Ab- und Aufwertungen sowie demographische Einschnitte und Massenabwanderung sind die offensichtlichsten Faktoren, die – überlagert von Globalisierungs- und Europäisierungsprozessen – zu tiefgreifenden Veränderungen der sozialen und kulturellen Binnenordnung der Stadt führen. In den Grenzstädten entlang Oder und Neiße werden diese Wandlungsprozesse durch die EU-Erweiterung zusätzlich dynamisiert. All diese Entwicklungen gehen einher mit Versuchen kommunalpolitischer Akteure, neue Leitbilder und Zukunftsszenarien für Stadt und Region zu entwerfen, Peripherie und Grenzlage neu zu bewerten und nach außen wie innen neue Repräsentationsformen des Lokalen zu schaffen. Diese Strategien der geographischen, politischen und kulturellen Neubestimmung produzieren jedoch erhebliche soziale Konflikte zwischen Lokalpolitik und altansässiger Bevölkerung, denen in erster Linie konträre kulturelle Deutungsmuster im Umgang mit der Transformation der schrumpfenden Stadt zugrunde liegen. Während die lokalpolitischen Entscheidungsträger auf den Schrumpfungsprozess reagieren und auf grenzüberschreitende Verflechtungen setzen, werden diese Aktivitäten auf der Alltagsebene großer Bevölkerungsteile in Frage gestellt oder abgewehrt.

Der Prozess der Schrumpfung von Städten wurde bisher vor allem aus der Perspektive städtebaulicher Entwicklung betrachtet. Aus kulturwissenschaftlich/ethnologischer Sicht rücken besonders die alltagsweltlichen Dimensionen dieses Prozesses ins Blickfeld. Und hier setzte auch die Leitfähige dieses Beitrags an: Was bedeutet Ortsbezogenheit in einer schrumpfenden Stadt? Wie vollziehen sich identitätsstiftende Aneignungsformen von Orten, die massiven sozialen und ökonomischen Abwertungsprozessen unterworfen sind und wo Abwanderung zu einer dominanten sozialen Erfahrung geworden ist?

Die Stadt Görlitz weist dabei einen spezifischen Rahmen für die Produktion von Ortsbezogenheit auf: Auf dem Weg zur ›Europäischen Stadt‹ findet ein vielschichtiger Aufwertungsprozess statt, der mit der städtebaulichen Profilierung von Urbanität und Geschichte und der Konstruktion grenzüberschreitender regionaler Identität einhergeht. Vor dem Hintergrund dieses Kontrasts von Abwertung und Aufwertung des urbanen Raums lassen sich signifikante Formen symbolischer Ortsbezogenheit herausarbeiten: Große Teile der ›Dagebliebenen‹ erfahren Abwanderung und Deurbanisierung als soziale Deklassierung; sie reagieren mit Zukunftserwartungen einer Reindustrialisierung und Rechtfertigungsmustern des Bleibens, in denen ›Gemein-

schaft« und »Heimat« betont werden. Für die Zugewanderten hingegen liefert die symbolische Struktur der Stadtlandschaft Ressourcen biographischer Sinnstiftung: Sie wird zur Projektionsfläche für alternative Lebensentwürfe und Kreativitätspotenziale oder zum imaginären Vergangenheitsraum für die Rückkehr nach Schlesien.

Görlitz erweist sich somit als dynamischer und vielschichtiger Deutungsraum, der auf der Ebene kultureller Ökonomie und symbolischer Politik im Blick auf den europäischen Integrationsprozess zur Zeit neu ausgestaltet wird. Solche Aufwertungsstrategien urbaner Identität im Verhältnis zu alltagsweltlichen Verortungsmustern zu untersuchen, erscheint mir gerade in den Städten der ostdeutschen Grenzregion ein ergebnisreiches Forschungsfeld zu sein.

Literatur

- Appadurai, Arjun: Globale ethnische Räume, in: Beck, Ulrich (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt/M. 1998, S. 11–39.
- Bausinger, Hermann: Heimat und Globalisierung, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Bd. 104/2001, S. 121–135.
- Beck, Ulrich: Eigenes Leben im Sozialismus – oder die Kunst des Informellen, in: Beck, Ulrich, Wilhelm Vossenkuhl und Ulf Erdmann Ziegler: Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben, München 1995, S. 139–144.
- Becker, Franziska: Ortsbezug und Abwanderung. Kulturanthropologische Skizzen zum Transformationsprozess in einer Stadt an der deutsch-polnischen Grenze, in: Bauer-Volke, Kristina und Ina Dietzsch (Hg.): Labor Ostdeutschland. Kulturelle Praxis im gesellschaftlichen Wandel, Berlin 2003.
- Berking, Helmuth: »Global Flows and Local Cultures«. Über die Rekonfiguration sozialer Räume im Globalisierungsprozess, in: Berliner Journal für Soziologie 3/1998, S. 381–392.
- Binder, Beate: Nahwelten – Zur Produktion von Lokalität in einer spätmodernen Stadt, in: Dies. (Hg.): Nahwelten (Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge, Sonderheft, 28/2002), S. 7–20.
- Böhme, Gernot: Die Atmosphäre einer Stadt, in: Breuer, Gerda (Hg.): Neue Stadträume. Zwischen Musealisierung, Medialisierung und Gestaltlosigkeit, Frankfurt/M. und Basel 1998, S. 149–162.
- Dangschat, Jens: Sozialer Wandel in der Stadt – Beispiel Ostdeutschland, in: Kovács, Zoltán und Reinhard Wießner (Hg.): Prozesse und Perspektiven der Stadtentwicklung in Osteuropa, Passau 1997, S. 9–122.
- Eisch, Katharina: »Doch die Erinnerung, die bleibt mir stets gewiss«. Bilder und Inszenierungen der verschlossenen Böhmerwald-Heimat, in: Elisabeth Fendl (Hg.): Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts Bd. 6), Freiburg 2002, S. 29–55.
- Eisch, Katharina: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums, München 1996.

- Friedrichs, Jürgen und Hartmut Häußermann: Die Entwicklung der Städte in den neuen Bundesländern, in: Bertram, Hans und Raj Kollmorgen (Hg.): Die Transformation Ostdeutschlands. Berichte zum sozialen und politischen Wandel in den neuen Bundesländern, Opladen 2001, S. 315–339.
- Giddens, Anthony P.: Konsequenzen der Moderne, Frankfurt M. 1995.
- Hannemann, Christine: »Soziales Kapital« kleiner Städte – Perspektive für schrumpfende Städte in Ostdeutschland?, in: Hannemann, Christine, Sigrun Kabisch und Christine Weiske (Hg.): Neue Länder – Neue Sitten? Transformationsprozesse in Städten und Regionen Ostdeutschlands, Berlin 2002, S. 11–28.
- Kabisch, Sigrun: Wenn das Kleid der Stadt nicht mehr passt – Strategien im Umgang mit dem Wohnungsleerstand in ostdeutschen Städten, in: Hannemann, Christine, Sigrun Kabisch und Christine Weiske (Hg.): Neue Länder – neue Sitten? Transformationsprozesse in Städten und Regionen Ostdeutschlands, Berlin 2002, S. 29–54.
- Kappus, Elke-Nicole: Euroregionen – Identitätsmanagement über die Grenzen hinweg?, in: Giordano, Christian und Johanna Rolshoven (Hg.): Europäische Ethnologie – Ethnologie Europas, Fribourg 1999, S. 201–216.
- Knecht, Michi und Peter Niedermüller: Stadtheologie und die Transformation des Städtischen. Eine Einleitung, in: Berliner Blätter 17/1998, S. 3–13.
- Lindner, Rolf: Der Habitus der Stadt – ein kulturgeographischer Versuch, in: PGM. Zeitschrift für Geo- und Umweltwissenschaften 2/2003, S. 46–60.
- Löfgren, Orvar: Leben im Transit? Identitäten und Territorialitäten in historischer Perspektive, in: Historische Anthropologie 3(1995)3, S. 349–363.
- Lüders, Christian und Michael Meuser: Deutungsmusteranalyse, in: Hitzler, Ronald und Anne Honer (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen 1997, S. 57–79.
- Matthiesen, Ulf und Hans-Joachim Bürkner: Grenzmilieus im potentiellen Verflechtungsraum von Polen mit Deutschland. Abschlussbericht zum Projekt des Instituts für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) 3.9., Erkner 2002.
- Mazzoleni, Donatella: The city and the imaginary, in: Carter, Erica, J. Donald and J. Squires (Hg.): Space and Place: Theories of Identity and Location, London 1993, S. 303–330.
- Moser, Johannes: Gemeindeforschung in der Spätmoderne, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98/2002, S. 295–315.
- Robertson, Roland: Glokalisierung. Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit, in: Beck, Ulrich (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt M. 1998, S. 192–220.
- Robins, Kevin: Kollektivgefühl und städtische Kultur, in: Breuer, Gerda (Hg.): Neue Stadträume. Zwischen Musealisierung, Medialisierung und Gestaltlosigkeit, Frankfurt M. und Basel 1998, S. 163–186.
- Rolshoven, Johanna: Südliche Zweitwohnsitze. Ein Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Mobilitätsforschung, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98/2002, S. 345–356.
- Schilling, Heinz: Über die Grenze. Zur Interdependenz von Kontakten und Barrieren in der Region Saarland/Lorraine, in: Schilling, Heinz (Hg.): Leben an der Grenze. Recherchen in der Region Saarland/Lorraine (Kulturanthropologie Notizen 25), Frankfurt am Main 1986, S. 345–392.
- Schulze, Gerhard: Das Projekt des schönen Lebens. Zur soziologischen Diagnose der modernen Gesellschaft, in: Bellebaum, Alfred und Klaus Bartheier (Hg.): Lebensqualität. Ein Konzept für Praxis und Forschung, Opladen 1994, S. 14–39.
- Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1998.

Sennett, Richard: *The Conscience of the Eye: The Design and Social Life of Cities*, New York 1990.

Zukin, Sharon: *The Cultures of Cities*, Cambridge/Mass., Oxford 1995.